Die unerträgliche Schwierigkeit des (Glücklich-)Seins : kleine Freuden akademischen Lebens

Autor(en): **Bendix, Regina**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **106 (2010)**

Heft 1: **Alltagsglück**

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-118304

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Schweizerisches Archiv für Volkskunde 106 (2010), 067–078

Die unerträgliche Schwierigkeit des (Glücklich)Seins: Kleine Freuden akademischen Lebens[1]

Regina Bendix

Am Sonntag, wenn andere lange schlafen, gemütlich frühstücken, vielleicht auch zur Kirche gehen oder einen Ausflug machen, setzt sich Professor M. in den Lehnsessel und liest die jüngsten Ausgaben der Zeitschriften seines Faches. Papier und Stift liegen bereit und während er liest, notiert M. Druckfehler und grammatikalische Unreinheiten. Gedanklich entwirft er bereits den Brief an den Herausgeber, in welchem er sich erlauben wird, höflich und wohlwollend auf diese diversen Entdeckungen hinzuweisen und abschliessend weiterhin viel Erfolg bei der Herausgabe der Zeitschrift zu wünschen.

So erreicht ein der Pension entgegenschreitender, alleinstehender Akademiker sein Sonntagsglück.[2] Sadismus, schrieb unterm 12. Juni 2007 eine gewisse Cori als Eintrag in einen Blog zum Thema wann das zur Schule gehen nutzlos werde, sei eine *deformazione professionale* der Professoren[3], doch darf man ziemlich sicher sein, dass Professor M. sich seines potentiellen Sadismus nicht bewusst ist. Erfüllt von den Gefühlen, die eine nützliche Dienstleistung gekoppelt mit einem guten Quantum an Häme hervorbringen, wird hier eine Nische im beruflichen Alltagsfluss errichtet. Eine Arbeit, die nicht getan werden müsste, bringt eine Art von Freude, wie sie wohl nur diesem Menschen vergönnt ist, wenn auch das Aufspüren von typographischen Fehlern bis Unstimmigkeiten in der Sinnstruktur eines Arguments integraler Teil des Berufes sind. Denn hartgesottene Akademiker/-innen, besonders in den Geistes- und Sozialwissenschaften, tun sich vielleicht noch schwerer als Vertreter/-innen anderer Berufsgattungen damit, Glück zu finden und zu spüren. Woran dies liegen könnte, möchte dieser Aufsatz ansatzweise klären.

Pascal Merciers professorale Romanfigur Perlmann kann das unverhoffte Geschenk, ein fünfwöchiges Forschungsseminar an idyllischem Ort auf Kosten eines grosszügigen Drittmittelsponsors durchzuführen, ganz und gar nicht geniessen. Verstrickt in Selbstzweifel beschäftigt sich auch Perlmann mit anderen Dingen, die auch gemacht werden könnten oder müssten, nur nicht mit seinem eigenen Referat. Er verzweifelt mehr und mehr ob des Gefühles, selbst nichts Neues vermitteln zu können, und verstrickt sich in ein potentielles Plagiat, Mordgedanken und Selbstmordversuch. Die Pein, durch welche ein Genuss – Wochen verbracht in intensivstem Fachsimpeln – vollkommen untergraben wird, ist für manche akademische Leser nur allzu gut nachvollziehbar, ja, das Lesen fällt schwer ob der schleppenden Lähmung gekoppelt mit drei- und vierfachem Durchdenken, die der Artgenosse durchlebt. Perlmanns Angst, als seines Ruhmes unwürdig entlarvt zu werden, plagt mit Bestimmtheit manche arrivierte akademische Grösse; sie ist die Kehrseite des akademischen Habitus, in dem das ausgefeilte Kritisieren (der anderen) zum wohldurchdachten Inszenieren der eigenen Ideen gehört.[4] Für

andere sind Figuren wie Perlmann oder der Sonntagsjäger auf Errata-Fährte Zielscheibe des Spottes oder Verkörperung dieser professionellen Deformation, die in Zeiten universitärer Reformen und Leistungsdruckes wilde Blüten treibt. Die Übersetzung dieses Phänomens mit «Betriebsblindheit» wird dem professoralen Agieren allerdings nicht gerecht. Ein hochintelligenter Mensch, ausgestattet mit einem Übermass an Reflexivität *und* Selbstreflexivität, weiss ganz genau, woran er leidet, und es bereitet ihm zumindest in manchen Situationen eine unerwartet hohe Befriedigung, sich zu hintersinnen und sich dabei seiner eigenen Fähigkeit für die Parallelführung gerade dieser vielfachen Denkstränge bewusst zu werden.

Würde sich die in den letzten zehn Jahren zu einer wahren Woge angewachsene Glücksforschung in Philosophie, Soziologie, Psychologie und Wirtschaftswissenschaft dem *homo academicus* bzw. der *femina academica* (h.a./f.a.) zuwenden, müssten einige Faktoren berufs- und lebensweltspezifisch justiert werden.[5] Und sollten sich die im Internet in scheinbar unerschöpflicher Vielfalt vorhandenen Ratgeber dafür, wie das Glück zu finden ist, spezifisch an h.a./f.a. wenden wollen, so gälte es noch einige Schallmauern zu überspringen, um den Resistenzquotienten, einer Anweisung blind zu folgen, zu durchbrechen. Die Internet-Ratgeber, die im übrigen eines der vielen für diesen Beitrag zuerst angepeilten aber wieder verworfenen Themen darstellten, erstaunen nicht nur ob ihrer grossen Anzahl, sondern auch durch den zurechtweisenden, fast tadelnden Ton, der diesen Anweisungen zum kleinen Glück eigen ist. So vermeldet der erste Schritt in einem 5-Schritte-Programm «How to find Happiness», dass der Mangel an Glück auf die falsche Einstellung des Lesers zurückzuführen sei: «Realize that happiness is not simply a feeling, but rather a state of mind. This gives us a choice to choose to be happy rather than feel sad about our current circumstances or situation».[6] Akademiker/innen neigen zum Widerspruch, zur Suche nach Gegenargumenten – ist es denn wirklich so einfach? Sind denn auch alle kontextuellen Faktoren mit einbezogen? Gibt es hierfür Belege, und wie weit reichen sie zurück? Es erstaunt denn auch nicht, dass auf dieser Homepage kein link spezifisch für «How to find Happiness as an Academic» angeboten wird, obwohl es z.B. einen gibt für «How to find Happiness as a Stay at Home Mom».

Die Google-Eingabe «Alltagsglück» wurde im ersten Ergebnis mit der Frage «meinen Sie ‹Altersglück›?» beantwortet, und öffnete damit Tür und Tor für noch ein weiteres, potentielles Beitragsthema, nämlich den Wandel der Alltagsglückempfindung nach Alter, Geschlecht, Ethnizität und sozialer Schicht, inklusive der Möglichkeit, sich mit der Differenzierung von kleinem und grossem Glück auseinander zu setzen. Diese letzte Frage lässt sich jedoch für Nicht-Philosophen recht schnell erledigen – denn das grosse Glück bezieht sich, im Alltagsdiskurs, auf die grosse Liebe fürs Leben oder den grossen Geldgewinn. Beide – grosse Liebe und grosses Geld – sind im Alltag durch Abnutzungs- und Reduktionserscheinungen gefährdet. Die breite Palette von mehr oder weniger banalen bis spirituellen Anleitungen, die eine Google-Suche sodann dazu anbietet, wie das kleine Glück

im Alltag zu finden wäre, ist schon fast bedrückend. Die Verbindung von Bildern blühender Pflanzen, spielender Tiere und Sonnenauf- und Untergang mit Gedichten oder Kurzessays dazu, zeigen, wie unfähig doch Hinz und Kunz sind, das kleine Glück ringsum voll zu erfassen, und drücken gleichzeitig auch die Mühen der digital publizierenden Hinze und Kunze aus, sich von ihrem kleinen Glück zu überzeugen.[7] Ob *Happiness Institute* oder der Befehl «Essen Sie Sich glücklich!» – die zahllosen einschlägigen Links tun kund, wie intensiv, verkorkst, verklemmt, verzweifelt, zurechtweisend Menschen verkünden, wie sie Glück finden könnten, wenn sie denn nur endlich lernen würden, dass es das kleine Glück ist, das glücklich macht.[8] Kombiniert man «Glück» mit «Akademiker», so gelangt man zu digitalen Tipps in der Stellensuche – auch dies verständlich, angesichts der vielen stellenlosen, hoch- bis überqualifizierten Menschen in manchen Wissensbereichen.

Hier soll es nun aber um die kleinen Alltagsfreuden der bereits mit Stelle versehenen Akademiker/innen gehen. Trotz der wenig vielversprechenden Vorzeichen: Es gibt sie, die Akademiker/innen mit Glücksfähigkeit. Und es gibt auch akademische Praxen, die vielleicht etwas weniger verquer sind als das Erjagen von Errata. Einige dieser Praxen sollen nun durchleuchtet werden, wohlwissend, dass eine angemessene Systematisierung der breiteren Feld- und Archivforschung bedürfte.

Natürlich gibt es extra-curriculare Vergnügen, denen h.a. und f.a. frönen; auch sie haben die Fähigkeit, sich aus der Befasstheit mit sich selbst und ihrer Berufung zu befreien. Es gibt die Akademiker/innen, die *Power Yoga* betreiben, Fahrradtouren unternehmen, photographieren, auf Reisen gehen, Berge erklimmen, Stricken und Sticken[9], im Garten graben, pflanzen und ernten, Gedichte schreiben, gerne kochen, malen[10], Avatare schaffen und sich in *World of Warcraft* tummeln oder gar vor dem Fernseher sitzen. Ob sie dabei eine «Flow»-Erfahrung erzielen, wie sie der in Chicago emeritierte Psychologe Mihaly Csikszentmihalyi schon 1975 erstmals vorstellte, wäre zu erfragen.[11] «Flow» ist ein mentaler Zustand totaler Immersion, in welchem sich der Mensch vollkommen kompetent und erfüllt und daher – glücklich fühlt. Csikszentmihalyis erste Studien befassten sich v. a. mit Extremsportarten: Menschen, die einen Sport mit höchsten Anforderungen an geistige und körperliche Konzentration und Koordination betrieben wie etwa das Klettern, erfuhren auch messbar höchste Erfüllung in dessen Ausübung.[12] Das Flow-Konzept ist mittlerweile zu einer eigenen, durchaus mit der Glückssuche verbunden Industrie geworden[13]; die deutsche Ausgabe eines der Werke von Csikszentmihalyi heisst denn auch *Flow: Das Geheimnis des Glücks.*[14] Wie viele Akademiker/-innen sind zur vollen Immersion in ein solches Hobby fähig? Es gibt zwar durchaus Selbstberichte über die Hingabe an eine glücklich machende Beschäftigung, doch die Tendenz des h.a./der f.a., sich über genau diese Freude wiederum Gedanken zu machen, kann auch leicht wieder in ein Buch und damit eine dem normalen Berufsleben zugeordnete Tätigkeit führen. So geschehen etwa im Buch *For the Love of it* des amerikanischen Anglistikprofessors und Hobby-Cellisten Wayne Booth.[15] Eine Besprechung des Buches attestiert dem Werk zwar

Launigkeit («whimsy»), findet darin aber Erkenntnisse über die Erfahrung des Musikmachens, die denjenigen von Strawinsky in nichts nachstünden.[16] Aus der Beschäftigung mit dem Hobby wurde also ein LOM-trächtiger[17] Band auf Booths *Curriculum Vitae.* Vor dem ewig beobachtend-analysierenden Geist retten lässt sich eine geliebte Freizeitbeschäftigung nur dadurch, dass sie absolut abgeschirmt bleibt vor diesem, dem beruflich agilen Teil des Ichs. So meinte jedenfalls einst ein Kollege, der seine Wochenenden und bisweilen auch bestimmte Wochentage mit seinem zerbeulten Kombi zu Auktionen, Hausratsauflösungen und auf Flohmärkte fuhr, anderer Leute Stände durchkämmte und die eigenen Dinge zum Verkauf anbot. Bisweilen gab er ein Stückchen dieses Alter Egos Preis, schilderte etwa einen besonders gelungenen Einkauf oder den Lustgewinn, den er aus der Art des Verhandelns verspürte. Aber er trennte diese Welt und seine Rolle in ihr von seiner höchst distinguierten akademischen Karriere. Und wusste um die Glücksmomente in der Welt des von vielen Händen berührten Ramschs umso besser Bescheid, als ihn die tiefen Depressionen in seinem akademischen Leben beständig einholten. Dieser Spitzenakademiker gleich vielen andern, denen die Autorin auf ihrem Berufsweg begegnet ist, hat therapeutische Beratung, Psychoanalyse, und verschiedenste Psychopharmaka verwendet, um die Bürde des Lebens, das Eingeholt-Werden vom Unglücklichsein einzudämmen.

Es besteht also der Hang, den Habitus des gründlichen Lernens, kompetenten Ausführens und vielleicht sogar, im Stile der gelungenen Vorlesung, der exzellenten Performanz auch in die nichtberuflichen Sphären eindringen zu lassen. Kochen sollte gutes Kochen sein, basierend auf dem richtigen Einkauf.[18] Weinkenntnisse lassen sich über Seminare aneignen, und vielleicht gewinnt man gar Freude daran, diese Kenntnisse selbst im Hobby Unterricht weiterzureichen und so das Lehren auch im Hobby auszuüben.[19] Ein die beständige Vor- und Nachbereitung von Lehrveranstaltungen gewohnter Geist greift, vor oder zumindest während einer Reise nach dem Reiseführer und der lokalen Literatur, denn Reisen ohne Wissen, ohne beschriftete Dokumentation des Erfahrenen, ist kaum vorstellbar. Selbstredend werden Reiseführer auch gerne von Nichtakademiker/innen konsultiert, doch bedarf es für h.a. und f.a. einer grösseren Überwindung, einfach loszulassen. Die Vorbereitung zu unterlassen und so unterwegs einfach der Wahrnehmung freien Lauf zu lassen anstatt Bestätigung oder Korrektur des bereits gelesenen zu durchlaufen, dies bedarf einer Anstrengung, die bei manchen trotz ernsthaften Zuredens im letzten Moment doch noch einbricht.[20] Der Beruf und die Art, wie er mental verankert ist, prägen sich ins ganze Leben ein. Es darf deshalb vermutet werden, dass für viele Akademiker/innen die Annäherung an «Flow» in Beruf und Freizeit in ähnlicher Manier zu Stande kommen.

Die kleinen Freuden, die h.a. und f.a. im und um den Beruf herum generieren, lassen sich in grobe Kategorien ordnen. Sie setzen sich alle mit Aspekten des Berufslebens auseinander, und allen ist ein Element des Spielens eigen. Was variiert, ist das Mass der Distanzierung und Kommentierung, die emotionale Schattierung des Alltagsglücks, das dabei gewonnen wird sowie der Grad, zu welchem eine

Rezeption der Tätigkeit oder deren Resultates Teil des Glücksgefühls ausmacht. Das Mass der «Flow»-Erfahrung kann demjenigen des Risikosportes kaum verglichen werden. Das Glücksgefühl im Tauchgang, beim Bungee-Sprung oder beim sicher glückenden Dreifach-Toeloop auf dem Eis wird vom Individuum alleine erfahren, höchstens beim Eiskunstläufer kommt der Applaus der Zuschauer/-innen noch als zusätzliche Gratifikation hinzu. Dennoch erfahren auch Akademiker/-innen in ihren Praxen – die sich meistens ebenfalls alleine und oft schreibend oder zumindest gestaltend entfalten – ein Gefühl des Stimmens, Zusammenpassens, eben: Glückens. Tippende Finger und Gedanken ergänzen sich perfekt, wenn meist auch nur für kurze Augenblicke, und vermitteln ein Gefühl von ideal gemeisterter Koordination und Schaffenskraft. Dazu kommt jedoch eine in der Genese mitgedachte Vorstellung, wie Freunde oder Feinde, Einzelne oder die ganze *Community* auf das Geschaffene reagieren werden. Dies ist einerseits verständlich, andererseits aber auch verwunderlich. Akademiker/innen schaffen Wissen. Der Wert ihres Arbeitens ergibt sich auch daraus, wie und von wem dieses Wissen wahrgenommen wird und wer darauf aufbaut oder es auch, kritisierend, verändert. Es ist daher verständlich, dass auch die Metaproduktionen, die hier vorgestellt werden, bzw. ihre Produzent/inn/en zur Erfüllung ihres Glücksgefühls eines rezipierenden Kontextes bedürfen. Gleichzeitig wäre jedoch anzunehmen, dass gerade der Ausschluss dieser Komponente – Schaffen ohne die Gefahr von Kritik – eigentlich erholsame Glücksmomente verschaffen könnte. Heimliche Metakreativität und anonyme Publikation sind zwei Hilfsmittel, die beiden Impulsen genüge tun – die Veröffentlichung kann auch aus der Anonymität wahrgenommen werden. Dass die Pseudonyme dann doch meist gelüftet werden – wie z.B. auch bei Pascal Mercier alias Peter Bieri – deutet wiederum auf die für den akademischen Habitus formgebende Notwendigkeit «der anderen», die lesen, rezipieren und reagieren, trotz der «Perlmannschen Angst» vor dieser Reaktion.

Es gibt das akademische Alltagsglück auch in der alternativen Form der Vertiefung in das Lehren und Lernen. So entschlossen sich die Lehrkräfte einer Literaturabteilung im Norden Deutschlands 2003 dazu, trotz Semesterstresses eine szenische Lesung eines mit Goethes Faust einhergehenden Gerichtstextes einzuüben. Fast der ganze Staff war involviert und fand sichtlich solchen Genuss an der Sache, dass das gewonnene Gemeinschaftsgefühl eine für ein sehr grosses, von den üblichen Rivalitäten durchzogenes Seminar ungewöhnliche Nachhaltigkeit erfuhr. Ein skandinavischer Ethnologe frönt seinem Spieltrieb, indem er für alle Promovend/-innen, rechtzeitig zur Disputatio, ein Modell des in der jeweiligen Dissertation erforschten Themas baut. Dieses Hobby gibt wiederum stetig Anlass, zu Hause und auf Tagungsreisen in Bastel- und Spielzeuggeschäften oder Souvenirbuden nach Figürchen, Häuschen und aussergewöhnlichen Gegenständen zu suchen, die Themen wie «interethnische Ehen», «Motorradclubs und -gangs» oder «Urlaubsträume» szenisch repräsentieren könnten.

Kreative Immersion ins Lehren und Lernen findet sich auch in der «Paideia» am amerikanischen Reed College:

> During the week before the beginning of second-semester classes, the campus undergoes Paideia (drawn from the Greek). This "festival of learning" takes the form of a week (although originally a whole month) of classes and seminars put on by anyone who wishes to teach, including students, professors, staff members, and outside educators invited on-campus by members of the Reed Community. Many such classes are explicitly silly (one long-running tradition is to hold an "Underwater Basket Weaving" class), while others are trivially educational (such as "Giant Concrete Gnome Construction", a class that, incidental to building monolithic gnomes, includes some content relating to the construction of pre-Christian monoliths). Genuine classes (such as martial arts seminars and mini-classes on obscure academic topics), tournaments, and film festivals round out the "class" list, which is different every year. The objective of Paideia is not only to learn new (possibly non-useful) things, but to turn the tables on students and encourage them to teach.[21]

Der Reiz des Nichtnützlichen, nicht Zielgebundenen, zusammengefügt mit dem, was h.a. und f.a. am besten können – lernen und lehren – erzielt offensichtlich Freuden einer Art, die nach Mehr ruft und zur Traditionalisierung führt.

Gestalten und Spielen sind auch Teil naturwissenschaftlichen Alltags, wobei die computergestützte Kreativität gekoppelt mit Programmierfähigkeit Designoptionen eröffnet, die gleichzeitig auch wieder zu Forschungserkenntnissen führen kann. Der schwedische Physikstudent Emil Emerfeldt entwickelte «Phun» (physics/fun) als Teil einer Abschlussarbeit. Die Kombination von Physik, Spass und Kunst, die er auch einen «zweidimensionalen Sandkasten» nennt, wurde inzwischen zu einem erwerbbaren Computerspiel.[22] Sind Abteilungshomepages mit spielerischen Noten[23] oder auch Chemievorlesungen mit viel Schall, Feuerwerk und Rauch[24] kleine Indikatoren dafür, dass es Naturwissenschaftlern/-innen leichter fällt, glücklich zu sein? Dass die Art, wie sie ihr Hirn nutzen, um neue Wissensvorstellungen zu erreichen, auch mehr an «Flow» erzeugt?

Geistes- und Sozialwissenschaftler/-innen nutzen v.a. Wörter, um sich wenn nicht Glücksgefühle so dann zumindest Erleichterung zu verschaffen – viele dieser Praxen sind wohl primär therapeutische Versuche, inmitten der Überlast einer meist Siebentagewoche kreative Orte der Selbstbestimmung zu schaffen. Denn obwohl die Freiheit des Forschens als einmaliger Wert akademischen Lebens hochgehalten wird, sind die Zwänge administrativer Aufgaben und Erwartungen sowie die Verantwortung von Lehre und Betreuung dergestalt, dass sie nur mit grosser Selbstdisziplin auch tatsächlich erfüllt werden können. Die Parodie ist die klassische Spielform unter den zur Auswahl stehenden Gattungen, und sie hat wohl seit jeher Blüten getrieben, wenn wir auch heute vermutlich nicht immer fähig sein werden, sie als solche zu erkennen. Die Parodie des Empfehlungsschreibens oder Gutachtens, der Rede des Rektors, oder auch der studentischen Hausarbeit existiert in der kollegialen Kommunikation und wird in Auszügen und immer neuen Auflagen gerne in E-Mails zirkuliert. Die Krönung der subversiven Parodie ist der sogenannte Nihil-Artikel.[25] Diese als wissenschaftlich fundierte und mittels dichter Fussnoten gut abgesicherten Einträge in Handbüchern und Enzyklopädien befassen sich mit einem Lemma, das es gar nicht gibt. Geradezu klassisch ist der Eintrag Apopudobalia, erschienen in *Der neue Pauly,* dem deutschen Nachschlagewerk zur klassischen Antike, worin ein römisches Ballspiel als Vorläufer

des heutigen Fussballs nachgewiesen wird.[26] Es gibt hierzu aber zweifelsohne viele weitere Beispiele, die nicht unbedingt augenfällig sind, denn üblicherweise schlägt man in Handbüchern existierende Wörter nach und stösst dann höchstens zufällig auf diese sogenannten U-Boote. Erwähnt sei z. B. die erfolgreiche Unterbringung eines fingierten Eintrags über ein geliebtes Haustier in einem Handbuch über ein grosses Werk der Weltliteratur. Ernsthafte redaktionelle Korrekturen oder, nach geglücktem Druck, Rezensionen sind für Autor/innen eines Nihil-Eintrags besonders genussbringend.

Weniger um Humor als um Demaskierung einer ganzen wissenschaftlichen Richtung ging es dem New York University-Physiker Alan Sokal. Ihm gelang es 1996, einen fingierten Artikel, geschrieben in dekonstruktionistischer Manier, in der renommierten Fachzeitschrift *Social Text* zu publizieren. Er lüftete seinen parodistischen Erfolg selbst in der damals breit gelesenen Akademikerzeitschrift *Lingua Franca* und nutzte diese offene Bühne, um Kulturwissenschaftler/innen der neuen Linken nicht nur zu verballhornen, sondern auch deren ideologische Richtung als fehlgeleitet anzuklagen.[27] Die Auseinandersetzung wurde zum höchst seriösen Skandal, sodass die Schadenfreude, die Sokal und Gleichgesinnte allenfalls verspürt hatten, in die verästelten und trotz smarter Argumentation aggressiven Dimensionen des ganz und gar humorlosen akademischen Theaters mündeten. Gerade von dieser Alltagsbühne suchen viele Autor/innen akademischer Parodie Abstand, aber leicht fällt es nicht, da Empfindlichkeit, Verletzbarkeit und vielleicht sogar Streitsucht unter hochintelligenten bis genialen Menschen vielleicht – dies wäre wiederum psychologisch zu untersuchen – prozentual hoch vertreten ist und dazu führt, dass Gelächter im Keime erstickt.

Die Gefahr, das eigene Métier und Milieu zu verletzen, hält jedoch offensichtlich manche Mitglieder der Zunft nicht davon ab, sich mit Parodien zu vergnügen. Die konzeptionellen und administrativen Mühen der neuen Studiengänge, die in Deutschland zu Beginn des 21. Jahrhunderts einsetzten, bewegten einen Altphilologen und ehemaligen Studiendekan dazu, ein lose an Aristophanes' «Die Wolken» angelehntes Theaterstück mit dem Titel «Die Wolken der Modularisierung» zu verfassen. Es wurde im Sommer 2006 von Staff und Studierenden inszeniert und sowohl der deutsche Text wie die darin auftauchenden Klagechöre in Griechisch werden von Beteiligten und Publikum mit Schmunzeln erinnert.[28] Der Folklorist und Ethnologe Arnold van Gennep schrieb einen frühen, tragikomischen Aufsatz, der das Leid des akademischen Habitus aufs Korn nahm. «Das Forschungsthema: oder Folklore ohne Ende» beschreibt einen jungen Promovenden, der eine Dissertation zum «bösen Blick» zu verfassen gedenkt.[29] Gut ausgebildet in den Regeln wissenschaftlichen Arbeitens beginnt er zu bibliographieren, um sich über alles, was bisher zum Thema verfasst wurde, zu informieren. Jedes Mal, wenn er meint, diesen Arbeitsschritt vollendet zu haben, muss er entdecken, dass zwischenzeitig neue Werke erschienen sind. Sein temporärer Platz in einer Pariser Bibliothek wird zu seinem festen Sitz. Ob der Tätigkeit wird er zum alten Mann, bis eines Tages sein Bibliotheksplatz leer bleibt – der Tod raffte ihn hinweg bevor er die eigene *thèse* auch nur begonnen hatte.

Dem Libelle Verlag gelingt es immer wieder, in seinem Ressort «Litzelstetter Libellen» Satiren akademischer Fragestellungen und Forschungsweisen zu publizieren, etwa zum Thema «Das Dinosaurier-Dilemma/DE DULCIBUS SAURIS. Wissenschaftliches Grosstier-Recycling als Paradigma multikultureller Forschung» oder auch «Das Germknödel-Paradigma/DE ARTE GERMOECOLOGIAE. Das Germknödelparadigma als Subsistenzmedium der sozialökologischen Forschung».[30] Eines der in schönem Büttenpapier gebundenen Bändchen wurde ursprünglich von George Perec angedacht und hier offenbar unter Mitwirkung weiterer Amusement-Bedürftiger zweisprachig herausgebracht; gewidmet ist der Band dem «Praktischen Versuche zum Nachweis des Tomatotopischen Organisationsmusters bei Sopranistinnen». Der Forschungsbericht setzt wie folgt an:

«Schon um die Jahrhundertwende von Marks & Spencer (1899) wissenschaftlich beobachtet und von ihnen zum ersten Mal begrifflich als ‹Kreisch-Reaktion (KR)› gefasst, sind die schlagartigen Auswirkungen des Tomaten-Wurfs auf Sopranistinnen in der Fachliteratur eingehend beschrieben worden.»[31]

Der Duktus des Bändchens bleibt durchgehend höchst seriös, sich mit jedem erfundenen Verweis noch weiter steigernd, und inkludiert auch graphische Darstellungen samt Faltblatt der experimentell erhobenen Kreischregister.

Elemente des akademischen Habitus sind sicher die beliebteste, bisweilen fast liebevolle, oft zynisch-scharfe Zielscheibe von parodistischem Elan. Und wenn sich mehr als eine/r findet, dies auszuleben, können schon mal ganze Handbücher oder Lexika – wie könnte es anders sein? – entstehen. Die *akademische Hintertreppe* ist ein so sorgfältig recherchiertes Lexikon geworden, in dem ob der sachlich richtigen Ausführungen der feine Humor fast ein bisschen an den Rand gedrängt wird, wie dies eben Akademiker/-innen so leicht passiert.[32] *Der Campus-Knigge* dagegen trieft fast vor süffisanter Rache an den Unmöglichkeiten des eigenen Geschäftes, von «Erbsenzählen» bis «Knödeldiagram» und «Zweitgutachten» finden hier Leser/-innen annähernd so viel Anlass zu Gelächter und damit Alltagsglück wie die Autor/-innen beim Verfassen verspürt haben müssen.[33] Parodie, fast verzweifelter Humor ist für manche dergestalt veranlagte Universitätsangehörige auch ein Weg, um der in diesem Berufsmilieu bisweilen ungewohnt vehement vertretenen Boshaftigkeit, dem Mangel an Fairness und Offenheit und der administrativen Sinnlosigkeit zu begegnen. Ein studentisches Kommissionsmitglied ergötzte den Fakultätsrat einer niedersächsischen Universität mit einem über E-Mail versandten Märchen, in welchem ein zur Verzweiflung getriebener Professor dank des Einschreitens einer guten Fee trotz mangelnder Anzahl an Fachmodulen doch noch zu seinem Master Studiengang kam. Die Gattung Märchen mit ihren klar definierten guten und bösen Charakteren eignet sich offensichtlich sehr gut, um aus den Grautönen von verschleppten Beschlüssen, verbrannten Anträgen, und dünn verschleierten Leumundsbeschädigungen klare Schwarz-weiss-Konturen herauszuarbeiten, und die Bösewichte einem gerechten Ende zuzuführen. Aber auch andere Gattungen und Figuren aus der Populärkultur eignen sich, um sich den Schmerz einer Ungerechtigkeit von der Seele zu schreiben. So geschehen in einem

apokryphen Skript für eine nie verfilmte Star Wars Fortsetzung, in welchem ein College Präsident zu Darth Vadar, der Verwaltungsstaff zu Darth Vadars bösen Handlangern, missgünstige Kollegen zu weiteren, bunten *Aliens* und eine sich ungerecht behandelt fühlende Person zu Luke Skywalker mutierten und letzterer, wie könnte es anders sein, das Böse Imperium mit links zunichte machte. Wie viel an aufgestauter Aggression und Verzweiflung hier geballt vorliegen musste, liess sich auch daraus ablesen, dass eine Kopie des anonymen Skriptes mittels Hauspost an sämtliche Professor/-innen und Verwaltungsangestellte versandt wurde.[34] Mit diesem letzten Beispiel lässt sich wieder auf die friedvolleren, hauptsächlich der Kreativität und der Freude an Spass geschuldeten Streiche aufblenden, die vermutlich nicht nur aber doch ganz besonders an amerikanischen Colleges und Universitäten Tradition haben. Dass sie meistens von Studierenden erdacht werden, deren Leidensdauer erheblich kürzer ist als diejenige der Festangestellten, mag auf den ersten Blick nicht genuin zum Thema passend erscheinen. Da jedoch ein Gutteil dieser Studierenden selbst wiederum zu Wissenschaftler/-innen wurden und werden, sei hier doch auf Neil Steinbergs Sammlung solcher Streiche verwiesen. Der Universitätsrektor, der morgens vor seiner auf dem Campus gelegenen Villa ein Meer von rosa Plastikflamingos vorfindet, der Agrikulturprofessor, der vor seinem Büro im 3. Stockwerk (ohne Fahrstuhl) eine Kuh vorfindet, und die universitären Ordnungshüter, hinter deren Rücken es einigen cleveren Personen gelang, ein Auto auf einen Neubau mit Flachdach zu hieven – sie alle werden, hoffentlich, zumindest für einen Moment gelacht haben und sich ob dem Einfallsreichtum und der Kreativität der Streichespieler/-innen gefreut haben.[35]

Die glücklichsten unter den Akademiker/-innen sind – wie wohl in allen Berufen – diejenigen, denen die Erfüllung der Berufsaufgaben Freude bringt. Es gibt Forscher/-innen, deren Publikationsliste unendlich lang ist und die mit stets neuem Elan einen weiteren Aspekt ihres Themas nach allen Regeln ihrer Kunst durcharbeiten. Für die gemarterten Kolleg/-innen sind gerade diese Individuen ein Schatten, der ihre eigene Glücksfähigkeit trübt. So meinte etwa ein noch recht junger Historiker kurz nach Beendigung seines ersten Freisemesters, dass es ihm leider nicht gelungen sei, wie sein Mentor dies stets täte, mit den letzten Tagen der Forschungszeit auch ein publizierbares Buchmanuskript fertig zu stellen – wie auf regelmässigen Stuhlgang könne man da drauf zählen bei jener Koryphäe.[36]

Vielleicht, so liesse sich dieses schmale Sample akademischer Glückspraxen interpretieren, gibt es auch Glücksgewinn aus der Thematisierung von Leid. Wer Akkreditierungskommissionen, Exzellenzinitiativen und Hochschuloptimierungen uneingeschränkt positiv und lebensbejahend erfährt, ist vielleicht nur unvollständig in die akademische Berufswelt sozialisiert. Paul Watzlawick hat zwar seine *Anleitung zum Unglücklichsein* nicht mit Beispielen aus der universitären Welt bestückt, doch scheint es bisweilen, als ob gerade diese Lebenshaltung sich zumindest in gewissen Fächerclustern sehr gut eingenistet hat.[37] Im englischen Original lautete der Haupttitel dieses Werkes *The Situation is Hopeless, but not Serious* –

worin der bittersüsse Humor, der einigen der professoralen unglücksbestätigenden Glückspraxen eigen ist, gut eingefangen ist.

Anmerkungen

1 Neben dem Vermerk der Titelanleihe bei Milan Kundera (Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins. 1984) sei hiermit diversen Kolleg/-innen gedankt, die hin und wieder aus dem Nähkästchen geplaudert haben und so die Differenzierung des Phänomens erheblich erleichtert haben. Auf ihre Erfahrungen und Erzählungen wird im Folgenden unter Auslassung der Namensnennung rekurriert.

2 Der höchst erstaunten Autorin wurde diese sonntägliche Erfüllung seitens ihres Urhebers in einem informellen Gespräch vor einer Gremiensitzung im Januar 2002 mit sichtlichem Selbstgefallen berichtet.

3 Aus dem Blogeintrag «Quando andare a scuola diventa inutile»: «Cori: il sadismo è una deformazione professionale dei professori.» des Blogs «Dado», http://dada077.spaces.live.com/blog/cns!9BC901AC765937C2!464.entry (überprüft am 23. April 2009, geschrieben am 12. Juni 2007).

4 Pascal Mercier: Perlmanns Schweigen. München 1995. Clifford Geertz hat 1991, anlässlich des Willkommens-Gespräches am Institute for Advanced Study in Princeton, zu mir gesagt, dass ein Gutteil der eingeladenen Fellows sich den Kopf zermarterten, warum gerade sie ausgewählt worden seien und dass sie, um ihre Anwesenheit zu legitimieren, den Grossteil des Jahres der Vorbereitung ihres öffentlichen Vortrags opferten (die einzige Gegenleistung, die von ihnen für ein Jahr der freien Forschung verlangt wird) um damit der Angst, dass sie der Anwesenheit für nicht würdig befunden werden könnten, vorzubeugen.

5 Das Institut für Glücksforschung in München hält sich selbst für das beste Informationsportal, was doch bereits auf das Glück der hohen Selbstachtung hinweist; deshalb sei dieser link stellvertretend für die vielen andern, die über diesen Wissenszweig berichten, hier angegeben: http://www.gluecksforschung.de/ (geprüft am 24.4.2009). Dieses Institut befasst sich selbstredend v.a. mit Wissenstransfer, denn keine *commodity* ist so begehrt wie Glück. Daneben gibt es aber seriöse und seriöseste internationale Grundlagenforschung, die in ihrer Anlage und ihren divergenten Erkenntnisinteressen und -horizonten wiederum einen interessanten Beitrag unter dem jungen Forschungsbereich der kulturanthropologischen Wissensforschung hätte ergeben können. Vlg. z.B. Hoyer, Timo: Vom Glück und glücklichen Leben: sozial- und geisteswissenschaftliche Zugänge. Göttingen, 2007; Bellebaum, Alfred et al., Hg.: Glücksforschung: eine Bestandsaufnahme. Konstanz, 2002.

6 «How to find happiness» http://www.ehow.com/how_2169012_find-happiness.html (geprüft am 9.4.09).

7 Hier folgen die digitalen Glücksanweisungen einer gut etablierten Grusskarten-Tradition, die sich wiederum sowohl in Bildmotiven wie in Wortwahl auch in Poesie- und Freundschaftsalben weiter verfolgen liesse und die Historizität des Gedankens, dass es am Empfänger liegt, das Glück im kleinen zu finden, erkennbar machen würde – auch dies ein Thema, das für diesen Beitrag ins Auge gefasst worden war. Eine jüngst erschienene amerikanische Studie zu diesem Beispiel ist Helfand, Jessica: Scrapbooks: an American History. New Haven, 2008. Vgl. auch Langbein, Ulrike: Das Poesiealbum. Eine ästhetische Praxis und mehr. In: Volkskunst. Referate der Österreichischen Volkskundetagung in Wien. Wien, 1997, S. 365–377; Rossin, Jürgen: Das Poesiealbum. Studien zu den Variationen einer stereotypen Textsorte. Bern, 1985.

8 Am Happiness Institute (http://www.thehappinessinstitute.com/default.aspx, geprüft am 9.4.2009) werden spezifische Diagnosen und Therapien auf der Basis von «positiver Psychologie» angeboten. Der Befehl, sich glücklich zu essen, und zwar am besten mit Schokolade, fand sich hier: «Ernährungstipps – Essen Sie Sich glücklich» http://www.bildderfrau.de/diaet-und-ernaehrung/ernaehrung/essen-sie-sich-gluecklich.html (geprüft 9.4.09).

9 Ein amerikanischer Wissenschaftshistoriker gönnte sich etwa Sticken von weihnächtlichen Motiven in schlaflosen Stunden.

10 Ein Naturwissenschaftler an einer norddeutschen Universität gewann solche Freude an der Malerei, insbesondere dem exakten Kopieren berühmter Gemälde, dass er mit den grossflächigen Eigenerzeugnissen ein ganzes, mehrstöckiges Gebäude vom Keller (Passenderweise mit Höhlenzeichnungen) bis zu den Fluren des obersten Geschosses – mit Kopien von Dali, Picasso, etc. –

ausstatten konnte. Die Toleranz des Kollegiums für diese Freude eines einzelnen war erstaunlich hoch.

[11] Mihaly Csikszentmihalyi: Beyond Boredom and Anxiety: Experiencing Flow in Work and Play. San Francisco, 1975.

[12] Eine etwas zynisch veranlagte Person könnte im Aus-dem-Boden-Spriessen von Kletteranlagen in Stadt und Land einen gut geplante Anwendung des Flow-Konzeptes vermuten; Mihaly Csikszentmihalyi hat selbst viele Anwendungsvorschläge zur Flow-Erzeugung für eine zufriedenere Gesellschaft formuliert.

[13] Auf «Glücksarchiv.de» gibt es einen eigenen Link für «Flow» http://www.gluecksarchiv.de/inhalt/flow.htm (geprüft am 25.4.2009).

[14] Ciskszentmihalyi, Mihaly: Flow: Das Geheimnis des Glücks. Übersetzt von Annette Charpentier. Stuttgart, 132007.

[15] Booth, Wayne: For the Love of it. Amateuring and its Rivals. Chicago, 1999.

[16] Kountz, Peter: «Soul Music». The New York Times, 6. Juli 1999. Vgl. auch http://www.nytimes.com/books/99/06/06/reviews/990606.06kountzt.html (geprüft am 24.4.2009).

[17] LOM ist die an den neuen Wirtschaftsmodellen verfallenen Universitäten gängige Abkürzung für «leistungsorientierte Mittelvergabe».

[18] Neuankömmlinge in einer norddeutschen Universitätsstadt werden etwa, wenn sie bei einem Abendessen im Hause neuer Kolleg/innen bewillkommnt werden, en passant darüber befragt, ob sie den richtigen Gemüsehändler schon entdeckt hätten, wüssten wo «man» den Käse am ehesten kauft und wessen Fleisch für Gäste eben das richtige sei.

[19] So z. B. ein der Autorin bekannter Sozialwissenschaftler an einer grossen Universität im Bundesland Hessen.

[20] So berichtet von einer Kollegin, die den Einkauf von adäquaten Reiseführern vor einem Italienaufenthalt unterlassen hatte, und sich dann griesgrämig im lokalen Buchhandel umsah, wo aber nichts zu finden war, das den üblichen Ansprüchen genügt hätte.

[21] Reed College – Wikipedia http://en.wikipedia.org/wiki/Reed_College#Paideia (geprüft am 25.4.2009)

[22] Phun – 2D physics sandbox http://www.phunland.com/wiki/About (geprüft am 25.4.2009)

[23] Vlg. z. B. die kleine animierte Graphik auf der Homepage des Göttinger Instituts für nonlineare Dynamik http://www.chaos.physik.uni-goettingen.de/ (geprüft am 25.4.2009).

[24] Der vielfach ausgezeichnete Chemieprofessor und langjähriger Präsident der Göttinger Akademie der Wissenschaften Roesky war bis zu seinem Ruhestand stadtbekannt für seine alljährliche öffentliche Chemievorlesung, die auch prompt in die Kinderuniversität integriert wurde; die Geheimnisse seiner publikumswirksamen Experimentierkünste hat er auch veröffentlich: Roesky, Herbert W. und Klaus Möckel: Chemische Kabinettstücke. Weinheim 1994.

[25] Mit dieser Gattung wurde die Autorin durch einen erfolgreichen Nihilartikel Autor bekannt gemacht, sie erhielt auch mündliche und gemailte Darstellungen aus dem akademischen Freundeskreis für die bekanntesten Beispiele, die auch im Netz nachzulesen sind unter Einstieg über: Fingierter Lexikonartikel http://de.wikipedia.org/wiki/Fingierter_Lexikonartikel (geprüft 24.4.09).

[26] Vgl. Kuriositätenkabinett (mediaevum.de) http://www.mediaevum.de/lexikaspass1.htm (geprüft am 25.4.2009).

[27] Vgl. Scott, Janny: Postmodern Gravity Deconstructed, Slyly. In: The New York Times, 18. Mai, 1996. Auch einsehbar unter: http://www.nytimes.com/1996/05/18/nyregion/postmodern-gravity-deconstructed-slyly.html?sec=&spon=&partner=permalink&exprod=permalink&pagewanted=2 (geprüft am 25.4.2009).

[28] Das Skript des Stückes, das auch auf DVD festgehalten wurde, liegt der Verfasserin vor

[29] Zusammengefasst nach Dundes, Alan, Hg.: The evil eye. A Folklore Casebook. New York, 1981, S.3 ff.

[30] Eine Liste der Titel – von welchen leider viele vergriffen sind – findet sich unter «Litzelstetter Libellen» http://www.libelle.ch/backlist/satire.html (geprüft am 20.6.2009).

[31] Perec, Georges: DE IACULATIONE TOMATONIS (in cantatricem). Zweisprachige Ausgabe. Faude, 1987, S. 22.

[32] Leggewie, Claus und Elke Mühlleitner: Die akademische Hintertreppe. Kleines Lexikon der wissenschaftlichen Kommunikation. Frankfurt, 2007.

[33] Vec, Milos, et al., Hg. : Der Campus-Knigge. Von Abschreiben bis Zweitgutachten. München, 2006.

[34] So miterlebt anfangs der 1990er-Jahre an einem College im Nordwesten der USA.

[35] Steinberg, Niel: If at all Possible, Involve a Cow. The Book of College Pranks. New York, 1992.

[36] Dies wurde der Autorin bei einer kollegialen Besprechung 2004 in einem Kaffeehaus erzählt.
[37] Watzlawick, Paul. Anleitung zum Unglücklichsein. München, 1983. Englisches Original: The Situation is Hopeless but not Serious (The Pursuit of Unhappiness). New York, 1983.